

EINE WEITE REISE (DESSAU – WIEN – FLANDERN)

SCHUBERTS ENDE

Dies ist das Ende: Eine düstere Kirche im 5. Wiener Bezirk, ein Bauwerk ohne erkennbare kunsthistorische Bedeutung, im Sommer feucht und kühl, angenehm für den, der sich an Grabesluft erfreut. Eine Möglichkeit, sich an der Schönbrunner Straße 50 auf eine Kirchenbank zu setzen, besteht nicht. Zwar ist die Kirche tagsüber nicht abgesperrt, aber weiter als in den Vorraum gelangt man nicht. Immerhin. Bedenkt man die verschlossenen Pforten anderer Gotteshäuser in anderen Städten ist man schon dafür dankbar. Ein Gitter verhindert den Zugang zum Kirchenschiff, vermutlich bangt man um den Verlust nicht erkennbarer Schätze, die aus der Ferne nur Vermutung bleiben; der Hochaltar der Heiligen Familie von Bartolomeo Altomonte etwa, eines aus Warschau stammenden Malers, des letzten großen Vertreters der Barockallegorie. Das Kircheninnere ist dunkel und banal, ein glanzloser Mix aus grauem Stein und dunklem Marmor. Die Pfarrkirche „zum heiligen Joseph“ wurde zwischen 1765 und 1769 anstelle einer älteren Kirche durch Baumeister Franz Duschinger errichtet. Der Alltag, dem sie einst Leben einhauchte, ist heute Geschichte. Hier-

her kommt man nur ausnahmsweise, zufällig oder als Musiktourist.

Eher abweisend als einladend also. Gewiss sieht es hier heiterer aus, wenn Hochzeiten gefeiert werden (sofern hier welche gefeiert werden). Begräbnisse scheinen passender, zumal einen der Ort selbst im Hochsommer trübsinnig stimmt. Das bisschen Barock, das einem hier, wie in vielen anderen Kirchen Wiens, entgegentritt, wirkt so gedämpft wie das spärliche Tageslicht, seiner Leuchtkraft beraubt. Das raumgreifende Grau absorbiert jeden Glanz. Bedenkenlos würde man die Kirche links liegen lassen, wäre da nicht die 1928 vom Wiener Schubert-Bund angebrachte Inschrift an der Außenmauer, die in Stein gemeißelt besagt, dass in dieser Kirche „am 21.XI.1828“ Franz Schuberts Leichnam „eingesegnet“ wurde. Hier also wurde seine Totenmesse gefeiert. Den Gedenkstein ziert ein Schubertkopf mit Brille im Profil, darunter eine dreisaitige Lyra und zwei üppige Matronen mit gesenkten Häuptern; die eine hält sich die Hand vors Gesicht, die andere trägt trauernd einen Schleier, der ihr Antlitz verdeckt. Man könnte meinen, hier würde um einen zweiten Jesus getrauert. Dem widerspricht das ge-

Franz Schubert
Lithographie von/
by C. Helfert
nach/after Josef
Kriehuber



radezu photographisch genaue Konterfei dessen, um den hier heftig geklagt wird. Aber es passt irgendwie zur Bemerkung des Schubertbiographen Bernhard Paumgartner, der 1943 vom „Wunder seiner Erscheinung“ spricht, die erst die Nachwelt erkannte, während die Zeitgenossen dazu neigten, Franz Schubert auf den Liedkomponisten zu reduzieren (was nicht erstaunt, da zu Lebzeiten seine Sinfonien, wenn überhaupt, nur im privaten Kreis aufgeführt wurden.)

Hier also wurde Franz Schubert zum ersten Mal eingesegnet. Eine weitere Abdankung fand am 21. November 1828 in der Währinger Kirche „zum hl. Lorenz und zur hl. Gertrud“ statt. Danach wurde der Sarg auf dem Währinger Friedhof unter Anteilnahme der Freunde in unmittelbarer Nähe von Beethovens Grab beigesetzt. Anscheinend hatte der Sterbende den Wunsch geäußert, neben Beethoven zu liegen, wie es dann auch geschah. Als der Währinger Friedhof 1873 aufgelöst wurde und die Gebeine auf den Zentralfriedhof überführt wurden, hielt man daran fest: Die beiden Ehrengräber flankieren seither das Denkmal für Mozart.

Eine dunkle Kirche, die heute nur noch von wenigen besucht wird – was zu Schuberts Zeiten, als die Kirche nicht nur ein Ort der Besinnung war, anders gewesen sein dürfte – bezeichnet das

öffentliche Ende. Doch das eigentliche Ende spielte sich andernorts ab.

Nur ein paar hundert Meter stadteinwärts im 4. Bezirk an der Kettenbrückengasse Nr. 6 (vormals Firmiansgasse) befindet sich die Wohnung, in die Franz Schubert, der zeit lebens meist bei Freunden oder Verwandten gehaust hatte, am 1. September 1828 übersiedelte. Sein Bruder Ferdinand war im Frühjahr mit seiner Familie als sogenannter „Trockenwohner“ in den Neubau eingezogen; mithin in eine Wohnung, deren Mauern beim Einzug noch feucht waren und dies gewiss länger blieben, als es dem Wohlbefinden selbst eines Gesunden zuträglich war. Anderthalb Monate später, am 12. November schrieb er in einem letzten Brief an seinen Freund Franz Schober, er sei krank. Er habe „schon elf Tage nichts gegessen und nichts getrunken, und wandle matt und schwankend von Sessel zu Bett und zurück.“ Er bat ihn, ihm „in dieser verzweiflungsvollen Lage durch Lektüre zu Hülfe zu kommen. Von Cooper habe ich gelesen: *Den letzten der Mohikaner*, den *Spion*, den *Lootsen* und die *Ansiedler*.“ Weitere Bücher von James Fenimore Cooper wären ihm lieb gewesen. „Oder auch etwas anderes.“ Einen Tag später starb Schubert im Alter von 32 Jahren an Bauchtyphus (Typhus abdominalis).

BEENGTE VERHÄLTNISSE

Und nun steht man also in diesem Sterbezimmer, Teil der Wohnung, die man zweimal wöchentlich besuchen kann, seit die drei Zimmer im zweiten Stock zum Museum umgestaltet wurden. Ein kleiner Vorraum, der einst als Küche diente, sowie drei größere spärlich möblierte Räume; als eigentliches Prunkstück ein Hammerklavier aus dem Besitz des Bruders, das einer Restauration bedürfte, um wieder spielbar zu sein, was insbesondere deshalb von Interesse wäre, weil Schubert vermutlich selbst darauf spielte; im ersten Zimmer ein Schreibsekretär aus Mahagoni, an dem auch Schubert geschrieben haben wird; wohl auch den Brief, der sein letzter sein sollte und nicht aussieht, als sei er im Bett geschrieben worden. Ein paar Ausstellungsstücke: eine „beurkundete“ Haarlocke und der Zahnstocher, den Schubert nicht etwa selbst benutzte, sondern 1825 dem damals sechsjährigen Buben Eduard Traweger schenkte; eine etwas weithergeholte, dennoch berührende Devotionalie.

Tatsächlich bestand die Wohnung lediglich aus zwei Zimmern und der Küche, bei der es sich eigentlich um einen Rauchfang mit Herd handelte, der heute – hinter einer Tür verborgen – nur zu erahnen ist. Das erste Zimmer, in welchem Schuberts

Sterbebett stand, betrat man durch diese Küche; das zweite schloss sich ihm an. Das dritte wurde erst in neuerer Zeit dem Museum zugeschlagen. Nur zwei Zimmer von kaum mehr als fünfzig Quadratmetern also, in denen sich eine mehrköpfige Familie um einen Kranken drängte, am Ende um einen Sterbenden. Mit seiner verstorbenen ersten Ehefrau Anna und seiner zweiten Frau Therese hatte Ferdinand 29 Kinder gehabt, von denen 12 überlebten. Die Zahl der Personen, die sich in jenen Novembertagen in der Wohnung aufhielten, ist unbekannt. Wie beengt die Verhältnisse waren, kann man sich leicht vorstellen, wenn man hier steht.

Das Sterbebett fehlt. Laut dem aufmerksamen Museumswärter war es so wurmstichig, dass es dem Auge des Besuchers nicht zuzumuten war. So blickt man durch die nicht vorhandene letzte Ruhestatt, die sich wohl rechts der Tür befand, zu Boden auf die (originalen) Holzdielen oder aus dem Fenster zum gegenüberliegenden Haus, in dem 1890 ein anderer Musiker geboren wurde: Erich Kleiber, der Dirigent, der sich nicht zuletzt als Interpret von Schuberts Sinfonien einen Namen machte. Hier, wo wir uns befinden, machte sich Schubert Notizen für neue Kompositionen und korrigierte den Notenstich der zweiten Abteilung

der *Winterreise*. Mit dem Tod wird er bis zuletzt nicht gerechnet haben. Wer solches tut, denkt nicht an die Lektüre der nächsten Tage. Er war krank. Nichts sprach dagegen, dass er – wie vorangegangene Male auch – wieder gesund werden würde.

„Franz † Mittwoch, den 19. November 1828, nachmittags 3 Uhr (am Nervenfieber), begraben Samstag, 22. November 1828.“ Der Eintrag von Schuberts Vater in die Familienchronik ist nicht weniger karg als das Nachlassprotokoll über die Habseligkeiten, die der 32jährige hinterließ, darunter „3 tuchene Fracke, 3 Gehröcke, 10 Beinkleider, 13 Paar Fußsocken (...) und einige alten Musikalien geschätzt auf 10 Gulden.“ Der ideelle Wert, den die „alten Musikalien“ hatten und der ökonomische, der ihnen noch zukommen würde, war am Tage seines Todes und noch lange darüber hinaus nicht abzusehen.

WAS DAVOR GESCHAH

Dreizehn Monate zuvor – am 30. September 1827 – war Wilhelm Müller, der Dichter der *Winterreise*, in seinem Bett in Dessau an einem „Nervenschlag“ gestorben. Er war nur 32 Jahre alt, nicht älter als Schubert werden sollte.

Die Hirnblutung, die der Leibarzt fälschlicherweise als „gesprengte Arterie am Herzen“ diagno-

stizierte, erfolgte für seine Frau Adelheid völlig unerwartet. Zwar kränkelte Wilhelm Müller schon seit dem Frühjahr 1826, nachdem er sich bei seinen an Keuchhusten leidenden Kindern angesteckt hatte, doch nichts deutete darauf hin, dass er seither in Todesgefahr schwebte. Die Krankheit, die ihn zu einem mehrwöchigen Kuraufenthalt in Franzensbad genötigt hatte, schien überstanden.

Der Keuchhusten war nicht die Ursache für Müllers frühen Tod, vermutet werden muss eher eine Aneurysmaruptur. Diese Anomalie der Hirnarterien ist die Hauptursache von Hirnblutungen bei jungen Menschen. Nicht selten erfolgen sie übrigens während des Geschlechtsverkehrs, wenn stellenweise hoher Blutdruck entsteht; es kommt zum *exitus in coitu*. Ob Wilhelm Müller tatsächlich friedlich im Bett starb, wie seine Frau behauptete (oder behaupten musste), oder während eines Orgasmus² über den zu sprechen damals undenkbar war, ist zwar reine Spekulation, aber nicht völlig aus der Luft gegriffen. Ebenso naheliegend – wenngleich weniger lebensprall – ist die von den Biographen geäußerte Meinung, dass er seiner schwachen Konstitution in den Monaten, die hinter ihm lagen, zu viel zugemutet hatte¹.

Kurz vor seinem Tod hatte er sich gemeinsam mit seiner Frau auf eine zweimonatige „Erho-

lungsreise“ begeben. Das strapaziöse Programm, von dem sich nur eine optimistische Natur wie Müller „Erholung“ versprechen konnte, führte ihn – den leidenschaftlichen und geselligen Reisenden – von Leipzig nach Frankfurt, Köln, Rüdeshheim, Koblenz, Wiesbaden, Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg, Stuttgart, Würzburg und Weimar. Im Verlauf dieser Parforcetour ergaben sich unzählige Gelegenheiten, alte Freunde wiederzusehen und neue Freundschaften zu knüpfen; nach Jahren sah er seinen alten Freund Gustav Schwab wieder, der ihn allerdings „bleich und kränklich“ fand, zugleich aber von der „Frische seines Geistes“ überwältigt war. Müller begegnete Dichtern wie Ludwig Uhland und Justinus Kerner, mit denen er bis zu diesem Zeitpunkt lediglich schriftlich korrespondiert hatte; ihre Werke kannte er als neugieriger Rezensent diverser Zeitschriften.

Dem begabten Networker war das Schließen

neuer Freundschaften nie schwergefallen. Nur Goethe, der sich in Weimar offenbar von ihm bedrängt fühlte, wohin Müller im Jahr zuvor gereist war, um ihn zu sehen, ließ sich nicht von ihm beeindrucken. Dass die „unangenehme Personage“, wie er Müller titulierte, eine Brille trug, war Goethe „das Unleidlichste“, es war womöglich der einzige Grund seiner Abneigung. Goethes phobischer Widerwillen gegen Brillenträger² war Müller entweder nicht bekannt, oder er glaubte sich darüber hinwegsetzen zu können: eine grobe Fehleinschätzung. Das Ergebnis waren wenige, dezidiert ungnädige Worte des geheimen Rats. Was hätte Goethe – der schon seine Liedvertonungen außer dem *Erkönig* nicht sonderlich schätzte – wohl zu Schuberts Kurzsichtigkeit gesagt?

Seinen letzten Lebenstag – es war ein Sonntag – verbrachte Müller „heiter und glücklich im Kreise seiner Familie“, danach legte er „sich zeitig zu Bett,

2 „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein“, sagte er mir bei wiederholten Anlässen, „aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, dass es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, dass an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dies noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen – und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder: er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus – und das ist noch schlimmer. Es kommt mir immer so vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen und als wolten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen.“ (Goethe zu Eckermann)

und noch vor Mitternacht war sein Leben hier auf Erden beschlossen. Kein Glied war verzuckt; ruhig beide Arme unter der Decke auf der Brust, die Augen geschlossen, lag er da im ewigen Schläfe.“

Auch wenn das Bild biedermeierlicher Ruhe und Keuschheit – man beachte die Lage der Arme –, das die Witwe hier in einem Brief an Gustav Schwab noch im Tod von ihrem Gatten entwirft, nur die halbe Wahrheit über einen Mann gewesen sein dürfte, den nicht zuletzt der Ehrgeiz nach Anerkennung umtrieb, war der namenlose Reisende der *Winterreise* nicht Müllers alter ego. Tatsächlich nimmt die *Winterreise* – in der ein dichterisches Ich uns selbst zu Akteuren macht – nur einen geringen Teil seines Œuvres ein. Es besteht ebenso aus *Tafelliedern für Liedertafeln* wie aus den engagiert philhellenischen *Liedern der Griechen*, die 1821 den Aufstand gegen die Türken probten. Tatsächlich war Wilhelm Müller – anders als der getriebene Wanderer der *Winterreise* oder der vertriebene Müllergeselle der *Schönen Müllerin* – glücklich verheiratet (oder jedenfalls nicht unglücklich), er hatte zwei Kinder, er hatte sein Auskommen, er war sesshaft in seiner Heimatstadt Dessau (die er gern gegen eine Metropole eingetauscht hätte), konnte dennoch ausgiebig reisen, wenn ihm danach war (und ihm war oft danach),

er hatte eine Anstellung als gut bezahlter Hofbibliothekar, wurde vom Fürsten protegiert, von dem das Gerücht sagte, er sei sein illegitimer Halbbruder, und ging unzähligen Verpflichtungen vor allem gegenüber den Verlegern Brockhaus père et fils nach, die unentwegt neue enzyklopädische Einträge von ihm forderten, die zu verfassen er nicht ablehnen konnte, weil ihm diese Arbeit ein unabhängiges, halbwegs komfortables, wenn auch nicht sorgenfreies bürgerliches Leben ermöglichte. Die „Transplantationspläne“, Dessau zu verlassen, um sich im weniger provinziellen Berlin oder Dresden zu etablieren, gab er nicht auf; hätte er länger gelebt, wäre ihm der Absprung aus der Provinz mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gelungen.

Sein Traum von der Freiheit, die er in Italien, das er 1817–1818 bereist hatte, verwirklicht sah, hatte im von der Zensur beherrschten Deutschland den denkbar größten Dämpfer erhalten. Nichts stand in größerem Gegensatz zum Land seiner Sehnsucht als sein Vaterland. Er war dazu verdammt, dort zu leben, wo „jeder ein Geschichtchen von welscher Betrügerei u Unzucht“ wusste, „das zuweilen dadurch unterbrochen“ wurde, „dass das gemeinschaftliche Griffbrett der deutschen Keuschheit, die Backen, das heißt, die unter dem Rock befindlichen (denn die Nacktheit verab-

scheut man) der Kellnerin betastet.“ Er war – mit anderen Worten – der Realität der repressiven deutschen Zustände ausgeliefert, unter denen auch Schubert und sein Kreis im fernen Wien gelitten hatten. Fast wehrlos ausgeliefert, aber nicht ganz. Denn er hatte etwas, was auch der Zensor ihm nicht nehmen konnte: Er hatte Macht über die Worte, in die er notfalls kleiden und mit denen er verkleiden konnte, was nur Gleichgesinnte zu entschlüsseln vermochten.

Ohne Schubert wäre Müller als Autor auch heute wohl nur noch ein paar Literaturwissenschaftlern und jenen Gesangsvereinen bekannt, die den „Lindenbaum“ als „Brunnen vor dem Tore“ (in den von Friedrich Silcher erstellten Fassung) im Repertoire haben. Ob sie deshalb den Namen des Autors kennen würden, ist fraglich, da die meisten das Lied für eine alte Volksweise halten würden. Unfreiwillig anonymisiert ging es ins Volksliedgut ein wie Heinrich Heines *Loreley*, der Wilhelm Müller übrigens weit höher schätzte als jene Nachgeborenen, die noch heute abschätzig auf ihn herabblicken, als handelte es sich um einen zweitklassigen Verse-Lieferanten, der als blindes Huhn zufällig ein paar Körner gefunden hatte, aus denen ein zu seinen Lebzeiten über Wien hinaus kaum bekannter Tonsetzer zwei der be-

deutendsten Liederzyklen der Musikkultur schuf, was ja kein Zufall war, wenn man sich vor Augen führt, wie wählerisch Schubert bei der Auswahl seiner Liedvorlagen war.

Mit der Tatsache, dass seine Novellen und zahlreichen Gedichte längst zu den literaturhistorischen Akten gelegt wurden, kann man leben. Wie aber würde man leben können, wenn Schubert weder die *Schöne Müllerin* noch die *Winterreise* vorgelegen hätte? Der diese wiederum ohne die vorliegenden Texte Müllers niemals in Töne gefasst hätte.

Ob Schubert vom frühen Tod Müllers erfahren hat, wissen wir so wenig, wie wir wissen, ob Wilhelm Müller von Schuberts Vertonung seiner Gedichte wusste. Informationsflüsse versickerten auf großen Strecken leichter als hundert Jahre später, als Thomas Manns *Zauberberg* erschien, dessen Protagonist Hans Castorp am Ende des Romans auf dem Totenacker namens Schlachtfeld – den *Lindenbaum* auf den Lippen – in sein Verderben stürmt.

Der Winterreisende – immer noch ein junger Mann, jünger als Müller, jünger als Schubert, als sie starben – ist einen langen Weg gegangen von Dessau über Wien nach Flandern, wo Hans Castorp Schuberts Töne und Müllers Worte – vielleicht

zum letzten Mal – aus seinem eigenen Innersten hört, bevor er uns „im Getümmel, in dem Regen, der Dämmerung (...) aus den Augen“ kommt.

VERGÄNGLICHER TOD

Der Ruhm vieler Künstler war kürzer als ihr Erwachsenenleben, oder er dauerte nicht länger. Umgekehrt erging es Schubert. Müller ging den gewöhnlichen Weg. Zu Lebzeiten leidlich bekannt, vergaß man ihn nach seinem frühen Tod schnell. Manche – wie Haydn – erblühten in der Provinz, wurden allmählich berühmt und blieben es auch. Mozarts Ruhm schwankte wie seine Stimmungen. Als der einst erfolgreiche Vivaldi in Wien zu Grabe getragen wurde – 87 Jahre vor Schubert, und unweit des Orts, an dem dieser starb –, wollte man von seiner Musik nichts mehr wissen.

Der Ruhm so mancher, die ihn zeitlebens nicht erlebten, kam nach dem Tod, dank jener, die klug und hellsichtig genug waren, im scheinbar Vergänglichen das Neue zu hören, wie Robert Schumann es tat, als er Schubert (ungeachtet dessen, dass von einem Toten nichts Neues zu erwarten war und dass allein die Lebenden zählten) ins Gedächtnis seiner Zeitgenossen zurückholte, die es beinahe überhört hätten. Lebensumstände, Erfolg, Ruhm oder Misserfolg, Armut und früher Tod

entzogen sich dem Interesse der neuen Hörer. Ihre Aufmerksamkeit galt der sublimen Musik und nicht den prekären Umständen, in denen sie entstanden war. Sie hörten von nun an nur noch sie. Die Musik hatte das Sterbezimmer verlassen, um sich bei den Lebenden zu etablieren, dort also, wo der Tod vergänglich ist. Frischer Wind zog durch die einstmalen feuchten Mauern. Das Haus war trocken.

Im Haus des Toten ist es jetzt still. Gelegentlich fährt ein Auto durch die Kettenbrückengasse. So leer, wie die Zimmer heute sind, waren sie nicht, solange sie bewohnt wurden. Man wünschte sich einen Bühnenbildner und einen Regisseur herbei, der es möbliert und für ein paar Augenblicke mit jenem Leben beatmen würde, dem alles Museale, alles Sterbende, alles Abgestorbene fremd wäre.

Alain Claude Sulzer

